

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 27 (1933)
Heft: 6

Artikel: Max Stolprian
Autor: Zschokke, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926790>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ab nicht! Breneli fürchtete schon, man würde ihr das Bein abschneiden. Aber der Doktor beruhigte sie. Er machte zwei Stiche und nähte so die Schramme zu. Breneli verbiß die Schmerzen und weinte nicht. Der Doktor sagte selbst, Breneli sei ein tapferes Mädchen. Nach der Operation wurde Breneli wieder verbunden und konnte mit dem Autobus wieder heim. Aber daheim durfte sie nicht viel stehen und gehen. Die Wunde muß eben ruhig heilen können. Sonst gibt es gern Wundfieber, und das ist gefährlich. Nun muß man noch die Fäden ausziehen. Dann bleibt von der Schramme nur noch eine Narbe übrig. Die Narbe ist das Andenken an das Unglück. So ist uns die Schlittelfreude diesmal übel verdorben worden. Und doch ist das Unglück noch gut abgelaufen. Beim Schlitteln heißt es eben immer: Aufpassen!

-mm-

Zur Unterhaltung

Max Stolprian.

Nach Heinrich Bischoffe.

Mancher ist recht ungeschickt, wenn er in Gesellschaft kommt. Er weiß nicht, wohin er mit Armen und Beinen soll. Lieber hätte er sie daheim gelassen. Er weiß nicht, wo er die Hände einquartieren soll. Bald steckt er sie in die Weste, bald in die Hosentaschen, oder er kratzt sich gar den Kopf. So ging es auch mir. Wohl hatte ich etwas Rechtes gelernt. Aber die Leute sagten: „Er ist zu ungeschickt; man kann nichts mit ihm beginnen“.

Leider hatten sie recht. Hört nur, wie es mir eines Tages erging! Da wurde ich zu einem reichen Vetter eingeladen. Ich konnte die Einladung nicht ablehnen, wie ich gerne getan hätte.

So kleidete ich mich so sorgfältig wie möglich an und machte mich auf den Weg. Als ich vor dem Hause des Veters war, pochte mir das Herz vor Verwirrung. Wenn nur keine große Gesellschaft da ist! dachte ich. Zum Glück traf ich meinen Verwandten allein. Er schrieb gerade eine Rechnung in seiner Stube. „Ihr kommt etwas spät!“ sagte er. Ganz verwirrt machte ich zwanzig Bücklinge und lachte vor Angst. Ich hatte immer nur die große Gesellschaft im Kopfe.

Nun hatte der Herr Vetter die Rechnung fertig und suchte die Streusandbüchse. (Damals

trocknete man die Tinte mit Sand und nicht mit Löschpapier.) Gar dienstfertig springe ich hinzu und will Sand auf das Papier streuen. Aber unversehens ergreife ich das unrechte Fäßchen und schütte Tinte über die schöne Rechnung. — Ich glaubte, ich müsse in Ohnmacht fallen vor Schrecken. In der Hast nahm ich mein schneeweißes Sacktuch aus der Tasche und wischte damit auf.

„Ei, behüte, was treibt Ihr, Herr Stolprian!“ rief der Vetter lachend. Er drängte mich mit meinem schwarz und weißen Sacktuch zurück und brachte die Sache wieder in Ordnung. Dann führte er mich in das Zimmer, wo die Gesellschaft richtig schon beisammen war. Ich folgte ihm beklommen und bemerkte beim Niederschauen mit Entsetzen einen großen Tintenfleck auf meinem Beinkleide. „Hilf Himmel,“ stöhnte ich bei mir, „was wird die Gesellschaft denken!“

Die Türe des Zimmers öffnet sich. Ich steifer, hölzerner Bursche will mich gewandt und leichtfüßig stellen. Ich mache Bücklinge nach allen Seiten, klappe die Abfälle zusammen und mache Kratzfüße links und rechts. Dabei sehe ich nicht, daß die Magd eben eine Pastete zum Tisch tragen will. So fahre ich ihr mit dem Kopf an die Schultern, und — die teure Pastete fährt von der Schüssel auf den Boden. Die erschrockene Magd starrt auf das verunglückte Meisterstück der Kochkunst. Ich aber glitsche aus und falle, so lang ich bin, neben die Pastete, zum Schrecken und Gelächter der Tafelrunde.

Im Fallen riß ich noch zwei Stühle nieder, an denen ich mich halten wollte. Ein Mädchen hatte sich eben auf einen der Stühle setzen wollen. Es lag ebenso schnell neben mir auf dem Boden. Da erhob sich ein Zetergeschrei über das mehrfache Ungeschieß. Man hob uns auf, und der gute Vetter machte aus der ganzen Sache einen Spaß. Ich aber hätte weinen mögen und schämte mich fast zu Tode. Stumm stellte ich mich an den Ofen und brachte kein Wort zu meiner Entschuldigung hervor. Alles um mich her lachte und kicherte. Das war freilich auch nicht fein. So lachte ich auch mit und sah verstohlen nach der zerschmetterten Pastete.

Endlich begab man sich wieder zu Tische, und die Suppe wurde herungereicht. Meine Nachbarin bot mir einen Teller voll. Sie selbst hatte noch keine Suppe. Ich wollte, daß sie zuerst Suppe habe. Darum bat ich das Fräulein dringend, den Teller zu behalten. Wie ich ihr den Teller hinhielt, sah ich ihr ins Gesicht. Die heiße Krebsuppe floß richtig auf ihr Kleid.

Da ich nun den Teller eiligst zurückzog, kam die andere Hälfte über meine Serviette herabgeschossen. Es war redlich geteilt.

Meine Nachbarin schrie auf und verließ das Zimmer. Ich stammelte Entschuldigungen. Man tröstete mich, gab mir einen andern Teller und wechselte die Serviette. Inzwischen dampften meine Beinkleider von der Ueberschweinung. In der Verwirrung knüpfte ich einen Zipfel des Tischtuches in die Weste. Meine Nachbarin kam zurück und hörte mit freundlichem Lächeln meine Entschuldigungen an. Da war mir wieder wohl zu Mute. Ich trocknete den Angstschweiß von der Stirne, natürlich nicht mit der Hand, sondern mit dem Taschentuche.

O, das unglückselige Taschentuch! Ich hatte die Tintengeschichte ganz vergessen und rieb nun beim Abtrocknen mein ganzes Gesicht mit Tinte ein. Die Gesellschaft war sehr erstaunt, als sie mich plötzlich in einen Mohren verwandelt sah.

Da erhob sich abermals ein schallendes Gelächter. Aus Höflichkeit lachte ich zuerst mit. Endlich merkte ich, daß man wegen mir lachte. Das unglückliche Taschentuch kam mir wieder in den Sinn. Entsetzt sprang ich auf, um in die Küche zu flüchten und mich zu waschen. Aber das unglückbringende Tischtuch! Ich hatte ja den Zipfel in das Knopfloch meiner Weste gesteckt. Ich zog das Tischtuch hinter mir her. Alle Teller, Braten, Salate, Spinate, Flaschen, Messer, Gabeln, Gläser, Fisch, Rindfleisch, Salzfaßlein und andere Dinge liefen mir nach und machten einen großen Lärm. Die Gäste saßen da wie versteinert. Sie sahen die herrlichen Gerichte, auf die sie sich schon gefreut hatten, vor ihren Augen verschwinden. Nur mein Vetter hopfte hinter mir her und sprang endlich mit beiden Beinen auf das Tischtuch. Da riß der Zipfel aus meiner Weste.

Wie ich mich umwandte, sah ich das ganze Unheil. Im vollen Galopp und mit gesträubten Haaren sprang ich nicht in die Küche, sondern über die Treppe hinab, über die Straße in meine Wohnung. Dort sank ich ächzend auf ein Ruhebett.

Vier Wochen lang ließ ich mich vor keinem Menschen blicken. Das Haus meines Veters wagte ich nie mehr zu betreten. Welche Mühe gab ich mir seitdem, meine Ungeschicklichkeit zu überwinden! Es war ein harter Kampf. Noch immer muß ich mich sehr hüten, daß ich nicht wieder so dumme Geschichten anstelle.

Meine ersten Erlebnisse mit Taubstummen.

(Schluß.)

Bald sollte ich andere Stumme kennen lernen. Mein Großvater war selbst schwerhörig. Darum mußte ich ihn auf allen seinen Spaziergängen begleiten und immer aufpassen, wenn ein Fuhrwerk des Weges kam. Auto gab's noch nicht, auch keine Velos. Kam ein Fuhrwerk von hinten, dann rief ich laut: „Großvater, es chonnt e Gfehrt“ = Es kommt ein Fuhrwerk. Mein Großvater war ein Freund des Waldes. Eigenhändig hatte er einen Tannenwald angepflanzt. Mit Vorliebe setzte er auch seltene Bäume. So standen die ersten Akazien im Appenzellerland in seinem Wald. Beim Eingang zum Friedhof setzte er Wellingtonien, die heute nun riesenhafte Bäume sind. Als Waldfreund hatte er vieles mit dem Förster zu besprechen. Und da beim Gemeindeförster sah ich gleich drei taubstumme Knaben. Sie mochten in meinem Alter sein. Aber sie kauerten am Boden herum, geiferten und krochen auf allen Vieren. Da war nun die Angst vor den Taubstummen in mir vollständig verschwunden. Aber ein anderes Gefühl nahm Platz. Es war Unbehagen und Mitleid.

Auf dem Heimweg fragte ich den Großvater dies und das über die unglücklichen Buben. Er gab mir Auskunft. Alles weiß ich nicht mehr. Aber ich kann mich noch erinnern, daß er sagte, diese Stummen kämen in eine Anstalt. Sie würden dort versorgt. Wo diese Anstalt war, was dort mit den Stummen geschah, erfuhr ich damals noch nicht. Das lernte ich erst, als ich mit 16 Jahren ins Seminar kam. Im Seminar war gerade die oberste Klasse ausgetreten. Sie hatten alle ihre Stellen bekommen. Natürlich kamen diese ehemaligen Viertklässler gar gern hin und wieder ins Seminar zurück und plauderten dann von ihrem Lehrerleben. Ein solcher Junglehrer war auch als Lehrer an die Taubstummen- und Blinden-Anstalt Zürich gekommen. Der wußte nun gar mancherlei zu erzählen. Und so fragte ich ihn, ob ich an einem Sonntag einmal die Anstalt besuchen dürfte. Sie war damals noch auf dem Zürichberg neben der Universität. Es war Sonntag nachmittag. Da sah ich nun auf dem Hof einige Buben spielen. Ich ging auch durch die Schlafräume und fand da einen Bettlägrigen. Ein Kamerad war bei ihm, und beide sprachen da leise miteinander und deuteten. Der junge Lehrer erzählte mir nun mit Stolz, daß diese Stummen auch Schulunterricht hätten